

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Die *Gilmore Girls* sind aus dem Leben ihrer Fans nicht mehr wegzudenken: Sie alle haben mit ihnen gelitten, gelacht und literweise Kaffee getrunken – und sind mit ihnen erwachsen geworden. Das langersehnte Comeback der Serie 2016 wurde gefeiert.

Lauren Graham blickt nun zurück, erzählt uns urkomische Geschichten aus ihrer Kindheit in Japan und auf einem Hausboot, davon, wie ihr Weg zur Schauspielerei erst holprig, dann doch ziemlich großartig war, und sie lässt es sich nicht nehmen, sich alle Folgen der ersten sieben Staffeln der Serie noch einmal anzuschauen und uns ihre Erinnerungen an diese Zeit anzuvertrauen. Dazu zeigt Lauren Graham exklusive Fotos und Auszüge aus ihrem Tagebuch, das sie beim Dreh von *Gilmore Girls: Ein neues Jahr* geführt hat.

Lauren Graham ist Schauspielerin, Autorin und Produzentin, vor allem bekannt durch ihre Rollen in den von der Kritik gefeierten Serien *Gilmore Girls* und *Parenthood*. Außerdem ist sie die Autorin des New York Times Bestsellers *Lieber jetzt als irgendwann*. Graham hatte Auftritte am Broadway und spielte in Filmen wie *Bad Santa*, *Von Frau zu Frau* und *Max*. Sie hat den Hochschulabschluss (Bachelor) des Barnard College in Englisch und den Master of Fine Arts in Schauspiel der Southern Methodist University. Sie lebt in New York und Los Angeles.

@thelaurengraham

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

LAUREN GRAHAM

Einmal
Gilmore Girl,
immer
Gilmore Girl

Aus dem Amerikanischen
von Anna Julia
und Christine Strüh

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, September 2017

This translation is published by arrangement
with Ballantine Books, an imprint of Random House,
a division of Penguin Random House LLC.

© 2016 Lauren Graham

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2017 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-29957-7

Inhalt

- 9 Einleitung
- 13 Fast Forward
- 36 Equity-Eskapaden
- 57 Du kannst nicht nur wegen Ellen
vegan werden
- 70 Es gibt nur eine Betty White oder:
Küchenrolle, eine Liebesgeschichte
- 82 Wie es war, Teil eins
- 111 Mein Leben, bevor ich endlich
meine REI-Kundenkarte bekam
- 128 Tage der Arbeit
- 140 Richte nicht, auf dass du nicht
bei *Project Runway* Richter werdest
- 155 Glaubt lieber jetzt als irgendwann, dass
mein Roman nicht rein autobiographisch ist
- 175 Küchentimer

184 *Parenthood* ist die beste Neighborhood

191 Schau nach oben!

204 Wie es war, Teil zwei

254 Dank

Fast Forward

Einige meiner aufregendsten Erfahrungen habe ich vor meinem sechsten Lebensjahr gemacht. Ich bin in Honolulu, Hawaii, geboren, was an sich schon ziemlich toll ist, aber drei Wochen später, noch bevor ich mir eine schicke Sonnenbräune zulegen konnte, zogen wir nach Japan. JAPAN. Die Heimat meines absoluten Lieblingsessens: Erbsenbrei. Na ja, zumindest war das wohl damals mein Lieblingsessen; was für eine Verschwendug, schließlich hätte ich auch pikante Thunfisch-Röllchen mit extra Wasabi essen können. Verdammt sollst du sein, Baby Lauren – du und dein kindischer Geschmack! Also gut, ja, du *warst* ein kleines Kind. Sorry, dass ich dich angeschrien hab.

In Tokio wohnten wir eine Weile bei meiner Großmutter, und ich hatte ein japanisches Kindermädchen, eine *Uba* – was, wie ich gerade herausgefunden habe, so viel heißt wie »Milchmutter«. (Einen Moment bitte, ich muss mal schnell meinen Therapeuten anrufen.) Ihr Name war Sato-san, ich liebte sie über alles, und deswegen war das erste Wort, das ich je sagte, japanisch: *o-heso*. Jetzt denkt ihr vielleicht, das wäre das japanische Wort für »Mami« oder »Papi«, aber nein, *o-heso* heißt Bauchnabel, was, wie ich finde, schon beweist,

was für ein ungewöhnlicher, tiefssinniger, nachdenklicher Mensch ich bin, und mehr gibt es eigentlich nicht zu sagen, danke, dass ihr mein Buch gekauft habt, ENDE.

Nein, wartet, ein paar Dinge wollte ich doch noch erwähnen. Meine Mutter, eine Missionarstochter, war in Japan aufgewachsen und sprach fließend Japanisch. Außerdem war sie unglaublich schlau und schön, und deswegen passte auch das hier:



Das ist meine Großmutter mit mir auf dem Schoß, und wir sehen gerade meine Mutter *im Fernsehen!* Damals gab es nur drei Sender in Amerika und vielleicht sogar noch weniger in Tokio, und das Ganze hatte etwas sehr Mysteriöses – nicht wie heute, wo es fast unmöglich ist, beim Zappen nicht früher oder später über seine eigene Reality-Show zu stolpern. Fernseher waren gerade erst *erfunden* worden,

und dort war sie, meine Mutter – und ich war so klein, dass ich wahrscheinlich wieder nur an Erbsenbrei gedacht habe. Oder an mein absolutes Lieblingsthema: Bauchnabel.

Wo wir gerade beim Thema sind, anscheinend steht auf irgend so einer GikiWoole-Seite folgendes Zitat von mir: »Bauchnabel sind sehr wichtig.« Was, auch wenn es aus medizinischer Sicht, angesichts der lebensspendenden Qualitäten der Nabelschnur, natürlich stimmt, ganz eindeutig ein Witz ist. Und trotzdem haben mich schon erschreckend viele Journalisten mit diesem ernsten Jetzt-hole-ich-zum Todesstoß-aus-Gesichtsausdruck, den ich so sehr liebe, dieser mit einem Stirnrunzeln zum Ausdruck gebrachten falschen Ehrlichkeit, gefragt: »Denken Sie *wirklich*, dass Bauchnabel wichtig sind?« Lasst mich diese Frage ein für alle Mal beantworten: Nein, tue ich nicht. Obwohl dieses Buch noch nicht lang ist und ich schon ganz schön viel über Bauchnabel geschrieben habe ... Zur Hölle mit euch, ihr verdammten Klatschpresse-Journalisten! Sorry noch mal – ich sollte wirklich aufhören zu schreien.

Da war sie also, meine Mutter, auf dem größten Fernseher, den es zu jener Zeit gab – der in etwa so groß war wie ein Zauberwürfel. Seht euch ihren feschen 60er-Jahre-Priscilla-Presley-Look an! Dass sie als Nicht-Muttersprachlerin Japanisch konnte, war damals so ungewöhnlich, dass sie in eine japanische Talkshow eingeladen wurde.

Meine Eltern waren nicht sehr lange zusammen. Sie kannten einander erst kurz, als sie beschlossen zu heiraten, und danach – sie waren beide gerade mal zweiundzwanzig – kam gleich ich zur Welt, und – na ja, das bringt es eigentlich schon

auf den Punkt. Sie waren einfach sehr, sehr jung. Zu der Zeit strebte meine Mutter eine Karriere als Sängerin an, also sollte ich bei meinem Vater bleiben. Sie trennten sich in aller Freundschaft, und dann traf mein Vater eine Entscheidung, die in dieser Situation wohl jeder getroffen hätte: Er zog mit mir auf die Jungferninseln, wo wir in einem Hausboot lebten. Ich schlief in einer Art Doppelstockbett, das gleichzeitig unsere Küche war. Zum Kindergarten fuhr ich mit dem Bus, der eigentlich ein Motorboot war. Wir zogen dorthin, weil ... Wisst ihr was? Daran kann ich mich gar nicht richtig erinnern. Rufen wir doch einfach meinen Dad an und fragen ihn. Er wird wahrscheinlich nicht drangehen, weil er an der Ostküste wohnt und heute Samstag und noch dazu Frühling ist – wenn es nicht gerade in Strömen gießt, ist er bestimmt draußen und spielt Golf. Aber ich zeige euch mal ein Bild, damit ihr auch Anruf-bei-meinem-Dad spielen könnt.



Ja, ich weiß, echt schade, dass wir uns überhaupt nicht ähnlich sehen ... Okay, mal sehen, ob er zu Hause ist.

Rrring, rrring, rrring.

Ich hab's euch ja gesagt. Er ist wahrscheinlich nicht ...

DAD: Hallo?

ICH: Oh, hi! Ich dachte, du bist bestimmt nicht zu Hause.

DAD: Es regnet.

ICH: Aha, das erklärt natürlich alles. Hey, warum haben wir früher noch mal auf einem Hausboot gelebt?

DAD: Wer ist denn da?

ICH: Hast du noch andere Kinder, mit denen du auf einem Hausboot gelebt hast?

DAD: Nein, aber ich habe andere Kinder, die mich öfter anrufen.

ICH: Dad, bitte. Ich ruf dich ständig an. Also, ich schreibe gerade ein Buch, und ...

DAD: Wird das wieder so eine bescheuerte Vaterfigur wie in deinem letzten Buch?

ICH: Dad, die Figur war doch nicht an sich bescheuert. Nur wenn es um moderne Technik ging.

DAD: Moment – was hast du gesagt? Ich konnte dich nicht hören. Ich hab wohl irgendwie die falsche Taste gedrückt.

ICH: Ähm, okay. Ich hab nur gesagt, dass die Vaterfigur in meinem ersten Buch – der Bestseller *Lieber jetzt als irgendwann*, erschienen bei Fischer, jetzt erhältlich als Taschenbuch – nicht wirklich bescheu-

ert ist, und er ähnelt dir auch nur ein ganz kleines bisschen.

DAD: Warum sagst du so komische Sachen?

ICH: Was denn für Sachen? Ich dachte nur gerade, dass Weihnachten vor der Tür steht und Bücher sich immer hervorragend als Geschenk eignen.

DAD: Solche Sachen zum Beispiel. Als wolltest du was verkaufen. Bist du gerade bei *Ellen* zu Gast?

ICH: Dad, ich würde dich doch nicht vom Set der *Ellen DeGeneres Show* anrufen.

DAD: Oh, ich bin ja so *hip*, ich lebe in *Hollywood*, wo die Leute nicht mal ihren Vater vom Set der *Ellen DeGeneres Show* anrufen dürfen.

ICH: Dad, bitte. Warum haben wir noch mal auf dem Hausboot gewohnt?

DAD: Na ja, damals habe ich für einen Kongressabgeordneten gearbeitet, und ich musste oft Überstunden machen, ich hab dich morgens zur Schule gebracht und dann bis sechs Uhr abends nicht gesehen, und deswegen hatte ich ein schlechtes Gewissen. Und ich war mir nicht mal sicher, ob das der richtige Job für mich war. Außerdem war ich ja gewissermaßen mit dieser Frau zusammen – die mit dem Pferd, weißt du noch? Na ja, sie hat immer wieder mal dort gewohnt, und da dachte ich, ich ziehe auch dorthin und schreibe, und ...

An dieser Stelle muss ich meinen Vater leider unterbrechen (na ja, ehrlich gesagt redet er immer noch, also psssst – verratet ihm das bloß nicht). Aber ich muss euch erzählen, dass ich als Kind dachte, mein Vater hätte nie irgendwelche Dates gehabt, bis er meine Stiefmutter kennenlernte und sie heiratete. Erst Jahre später habe ich herausgefunden, dass die jungen Frauen, die ab und zu vorbeikamen, womöglich doch mehr waren als »die Katzensitterin«, »die nette Frau, mit der ich Tennis spiele« und »die Frau mit dem Pferd«. Und das kann ich ihnen nicht verdenken. Ich meine, wer würde für diesen gutaussehenden Typen *nicht* katzensitten?



Ach, und können wir bitte über die unnötig breiten Gürtel reden, die Kinder in den 70ern tragen mussten? Seht euch doch nur mal – ups, mein Vater ist immer noch am Telefon!

DAD: ... Und außerdem kannte sie diese Leute am Yachthafen in St. Thomas.

ICH: Also sind wir mit unserem Boot um die Insel gesegelt und so?

DAD: Oh, nein. Der Motor hat nicht funktioniert.

ICH: Der Motor hat nicht ...? Dann haben wir in einer gigantischen schwimmenden Badewanne gewohnt, die sich nicht vom Fleck gerührt hat?

DAD: Der Ort war etwas seltsam, das gebe ich zu – aber die Leute dort waren sehr nett. Sehr unkonventionell. Alle dort hatten sich irgendwie von der Gesellschaft losgesagt, und das haben wir auch, in gewisser Weise – nachdem wir Washington D.C. verlassen hatten, dachte meine Mutter bestimmt noch wochenlang, ich würde in Capitol Hill arbeiten. Aber ich konnte mehr Zeit mit dir verbringen, und damit hatte ich mein Ziel erreicht. Es war echt schön dort. Wir haben oft Spritztouren mit dem Auto und Ausflüge an den Strand gemacht. Das klingt für dich jetzt wahrscheinlich ziemlich seltsam, aber so war das Leben in den 70ern. Und wir hatten unseren Spaß.

(Eine Pause, in der wir beide in Erinnerungen schwelgen.)

ICH: Du hast viel für mich getan, Dad. Ich hab dich lieb.

DAD: Ich hab dich auch lieb, mein Schatz.

(Noch eine Pause.)

DAD: Wer ist da noch mal?

Als ich ungefähr fünf war, zogen wir nach Southampton, New York, vermutlich um in einem Haus zu leben, von dem man keinen Kopfsprung ins Wasser machen konnte, und ich ging in die Vorschule. Eines Tages, noch während der ersten paar Wochen, verließ meine Lehrerin kurz das Klassenzimmer (eine Horde Kinder mit Kübeln voller Leim allein zu lassen war auch typisch 70er), und als sie zurückkam, las ich meinen Mitschülern gerade aus einem Buch vor. Zuerst dachte sie, man hätte es mir einfach zu Hause so oft vorgelesen, dass ich es auswendig konnte, aber als ich sie dann erneut in Erstaunen versetzte, indem ich ihnen aus dem Stegreif ein anderes Buch vorlas – nimm das, *Grünes Ei mit Speck!* – mussten sie zugeben, dass ich tatsächlich lesen konnte. Mein Vater hatte mir schon, seit ich denken konnte, jeden Abend vorgelesen, und irgendwann ist wohl einfach der Groschen gefallen. Aber meine Lehrerin und die Schule irritierte das ungemein, weil ich versehentlich ihre gesamten Pläne fürs nächste Jahr durcheinandergebracht hatte. Wenn ich nicht in die Vorschule ging, um lesen zu lernen, konnten sie mich dann noch guten Gewissens das ganze Jahr mit Fingerfarbe malen und Geschichten erzählen lassen? Und wenn nicht, was sollten sie dann mit mir machen?

Schließlich wurde ich ins Büro eines total groovy Typs namens Mike geschickt. Ich weiß nicht, was genau Mikes Job war, aber ich erinnere mich, wie ich in seinem Büro saß und Bilder von meinen Gefühlen gemalt hab oder so (die 70er!), während er lässig auf seinem Stuhl flözte, mit den Füßen auf dem Tisch, woran ich überhaupt erst erkannt habe, dass er groovy war. So ging das tagelang. Mike

fragte mich immer wieder, ob ich mich in der Vorschule langweile. Nicht wirklich, Mike – hast du die tollen Bücher gesehen, die es da gibt? Und das ist so ziemlich alles, woran ich mich erinnere. Aber am Ende der Woche hatte ich Mike anscheinend davon überzeugt, dass es mich intellektuell unterfordern würde, das ganze Jahr nur Bastelpapier zu hübschen Ketten zu zerschneiden, und so schickte er mich in die erste Klasse.

An meinem ersten Tag in der neuen Klasse hielt die Lehrerin eine Wahl ab, bei der wir alle nach vorne kommen und mit einem Strich auf der Tafel unsere Stimme für einen der beiden Kandidaten abgeben sollten: McGovern oder Nixon (die 70er!). McGovern gewann mit deutlichem Vorsprung (nicht im wirklichen Leben, aber – so eigenartig das auch ist – in meiner Klasse), und ich war eine der wenigen, die für Nixon stimmten. Ich fühlte mich deswegen irgendwie eigenartig. Obwohl ich keinen blassen Schimmer hatte, wer diese Kandidaten waren oder was das Wort »Kandidat« überhaupt bedeutete, wusste ich, dass ich dadurch, dass ich nicht zur Mehrheit gehörte, irgendwie die falsche Wahl getroffen hatte. Aber wie konnte eine ganze Schulkklasse *nicht* für einen Typen namens Nixon stimmen, denn mal ehrlich, was gab es Cooleres, als ein X im Namen zu haben? Dass diese Besonderheit die anderen offensichtlich nicht im selben Maß umhautete wie mich, war das erste Anzeichen, dass ich hoffnungslos überfordert war.

Dass ich eine Klasse übersprungen hatte, schien eine Art besondere Leistung zu sein, aber ich erinnere mich hauptsächlich daran, wie ratlos und unwohl ich mich die meiste

Zeit über fühlte, besonders in den ersten Wochen. Ich hatte vorher nie Schwierigkeiten gehabt, mich zu integrieren, aber jetzt fühlte ich mich nicht etwa besonders begabt, sondern nur unsicher und fehl am Platz. Plötzlich kam ich mir durch diese Eigenheit, die mich ausgezeichnet hatte und mit der ich die Leute in Staunen versetzt hatte, nur noch vor wie ein Freak.

Aber eine Klasse zu überspringen gab mir auch das Gefühl, ich hätte ein Jahr »gewonnen«. Es geisterte in meinem Kopf herum wie ein Glücksbringer, und ich wollte so lange wie möglich daran festhalten, denn vielleicht würde ich es eines Tages brauchen. Ich weiß nicht genau, warum, aber irgendwie kam es mir vor, als wäre das Leben ein einziger gigantischer Wettbewerb, bei dem man möglichst schnell die Ziellinie erreichen musste – wie eine sehr, sehr lange Staffel von *The Amazing Race*. Dass ich eine Klasse übersprungen hatte, verschaffte mir den ultimativen Zeitbonus, ich konnte das Wahre-Leben-Pendant zum Shemozzle Race in Neuseeland einfach auslassen, selbst die besten Teams wie die Twinnies und die Afghanimals hinter mir zurücklassen und als Erste die Ziellinie erreichen, wo ein total süßer Gnom, ein übergroßer Pappscheck über eine Million Dollar von Phil und eine Reise nach Travelocity auf mich warteten.

Ein paar Jahre lang vergaß ich die Sache mit der übersprungenen Klasse fast. In der Grundschule und der Mittelschule hatte ich jedes Wochenende Reitunterricht, arbeitete manchmal nach der Schule in einem Stall und ging zu Geburtstagspartys, bei denen wir uns mitten in der Nacht rausschlichen und draußen im Pyjama rumflitzten.

(Wir rennen! Um die Häuser! Im Pyjama! Wie aufregend!) Außerdem widmete ich mich einer Reihe höchst kulti-vierter Hobbys: die Häuser anderer Leute mit Klopapier beschmeißen (das war in meinem Freundeskreis nicht unbedingt etwas Schlechtes – eigentlich war es sogar ein gutes Zeichen, wenn die Leute sich genug für dich interessierten, dass sie dein Haus mit Klopapier bewarfen; ich weiß noch, dass ich gehofft habe, mein Haus würde *öfter* mit Klopapier beworfen), aufwendig inszenierte Seifenopern mit meinen Zaubertrollen in den Hauptrollen, Pferdedecken für meine siebenunddreißig Spielzeugpferde basteln und mit meinem knallroten Plastik-Kassettenrekorder Judy-Garland-Filme vom Fernseher aufnehmen. Ich blieb lange auf und hörte mir die Kassetten immer und immer wieder an, und es ist mir eine große Freude, euch zu verkünden, dass ich »The Trolley Song« (aus dem MGM-Musical *Meet Me in St. Louis* von Vincente Minelli) hier und jetzt für euch singen werde!

*With my high starched collar,
And my high-top shoes,
And my hair piled high upon ...*

Was meint ihr? Oh, okay, ihr habt wahrscheinlich recht, das sollten wir uns für später aufheben.

Jedenfalls lernte mein Vater zu dieser Zeit meine Stief-mutter kennen, sie heirateten, und wir zogen noch weiter raus in einen Randbezirk von Virginia, unter anderem da-mit ich es nicht mehr so weit zu dem Stall hatte, wo ich

Reitstunden nahm, was ziemlich ironisch ist, weil ich kurz darauf die ganze Zeit, die ich dort verbracht hatte, stattdessen im Schultheater mitspielte.

Dass ich eine Klasse übersprungen hatte, wurde erst in der Highschool wieder Thema, als alle außer mir ihren Führerschein machten. Ich hatte die Schnauze voll davon, mit dem Schulbus zu fahren, und dass ich später als alle anderen mein eigenes Auto haben würde, schien mir eine ungerechte Strafe dafür zu sein, dass ich etwas früher lesen gelernt hatte.

In Virginia durfte man erst mit einundzwanzig Alkohol trinken, aber auf der anderen Seite der Brücke, in Washington D. C., ging das schon mit achtzehn, und wir hatten gehört, dass gefälschte Ausweise dort erstaunlich oft akzeptiert wurden. Dass wir so wild darauf waren, in die Bars von Georgetown zu kommen, lag hauptsächlich daran, dass wir dort stundenlang zu lauter Musik tanzen konnten, die wir in unseren Vorstadt-Kellern nie hören durften. Zu der Zeit war Tanzen angesagt. Irgendwann kam der Tag, an dem damit plötzlich Schluss und Tanzen nicht mehr cool war. Aber zu jener Zeit galt es mysteriöserweise als völlig okay, und ich weiß noch, wie wir bei jeder Gelegenheit wie irre herumhopsten. Michael Jackson tanzte im Fernsehen den Moonwalk, und so etwas hatte noch niemand je gesehen oder gehört. Unterwegs in ihrem VW-Golf-Cabriolet mit offenem Dach grölten Virginia Rowan und ich aus voller Kehle Songs von Wham!, Morrissey und einer neuen Sängerin namens Madonna mit. Bruce Springsteen war damals unser Ein und Alles. Meine Freundin Kathryn Donnelly

stieg regelmäßig auf einen Tisch und sang den kompletten Text von »Born to Run«. Mit einem Besen als Mikrofon. Aus musikalischer Sicht war es eine tolle Zeit für Teenager.

Ich hatte damals kein Interesse an Alkohol, aber ein paar der anderen Mädels schon, und natürlich hatten sie alle eine Mordsangst davor, von der Polizei angehalten zu werden. Und so wurde ich mit meinen fünfzehn Jahren und ohne Führerschein dazu auserkoren, die anderen im Mercedes von Joyce Antonios Vater herumzukutschieren. Das erschien mir wie die perfekte Entlohnung dafür, dass ich die schreckliche Ungerechtigkeit über mich ergehen lassen musste, ein Jahr jünger als alle anderen zu sein. Und meine Freundinnen, die trinken wollten, hatten einen Chauffeur. So profitierten wir alle davon!

AHAHAHAHAHA, es war so eine FÜRCHTERLICHE Idee! Echt das schlechteste Beispiel für »Learning by Doing«, das es je gab. Aber ich weiß noch, dass wir alle dachten, wir hätten eine sehr kluge und erwachsene Entscheidung getroffen, und wie stolz wir waren, dass wir unser »Wir wollen tanzen und illegal Alkohol konsumieren«-Problem auf so geniale Weise gelöst hatten. Denn sind Gesetze nicht eigentlich nur nervige Vorschläge? Wer braucht denn so was? Fünfzehnjährige wissen alles! Die gute Nachricht ist, dass wir die »Kein Alkohol am Steuer«-Kampagne sehr ernst nahmen. Die schlechte Nachricht ist, dass die »Fahr nicht ohne Führerschein Auto«-Kampagne einfach keinen guten Slogan hatte. Offen gestanden ist Autofahren ohne Führerschein eine dermaßen dumme Idee, dass niemand sich die Mühe gemacht hat, eine Werbekampagne zu star-

ten, die den Leuten klarmachen sollte, wie dumm die Idee ist.

Erstaunlicherweise haben wir alle überlebt. Und irgendwann habe ich meinen Führerschein dann doch noch gemacht. Bei der praktischen Prüfung hatte ich schreckliche Angst, dass meine Fähigkeit, beim ersten Versuch korrekt rückwärts einzuparken, Verdacht erregen könnte – dass der Fahrlehrer sich zu mir umdrehen und sagen würde: »Ich habe den Verdacht, dass du das kannst, weil du dich so oft mit einem gefälschten Ausweis ins Winston's geschlichen hast, um die ganze Nacht zu Michael Jacksons P. Y. T. zu tanzen.« Glücklicherweise tat er das nicht.

Die ganze Zeit über ging mir mein gewonnenes Jahr nicht aus dem Kopf, aber ich war so erpicht darauf, es für den »richtigen« Moment aufzuheben, dass ich eine Gelegenheit verpasste, wo es womöglich tatsächlich hilfreich gewesen wäre. In meinem ersten Studienjahr schrieb ich mich für den Schauspielkurs der NYC Tisch School of the Arts ein. Das ist und war ein großartiger Kurs, und ich hatte tolle Lehrer, aber mit siebzehn fühlte ich mich verloren, und stundenlang auf einem Stuhl zu sitzen und ein Gefühl von »Kälte« oder »Wärme« in mir heraufzubeschwören, war nicht das, was ich mir unter einem Collegekurs vorgestellt hatte. Ich besuchte Freunde, die andere, akademischere Studiengänge belegten, und machte mir Sorgen, dass ich etwas Wichtiges verpasste. Also wechselte ich am Ende des Semesters ans Barnard College und studierte Englisch.

Wie nicht anders zu erwarten, galt mein Temperatur-Kurs an dem neuen College nicht viel, und fast keiner mei-

ner Leistungsnachweise wurde anerkannt. Das wäre der perfekte Zeitpunkt gewesen, um im ersten College-Jahr noch mal neu einzusteigen. Aber ich war noch nicht bereit, mich von meinem Glücksbringer zu trennen! Und so musste ich, um rechtzeitig meinen Abschluss zu machen, jedes Semester das volle Programm an Kursen belegen. Dazu kamen noch Theaterstücke und Musicals, bei denen ich mitmachen wollte, und eine A-cappella-Gruppe namens *The Metrotones*, mit der ich an den meisten Wochenenden in anderen Colleges auftrat. Drei Jahre lang hinkte ich im Unterricht hoffnungslos hinterher. Das Barnard College war sehr gut zu mir, und ich komme immer wieder gerne dorthin, um einen Vortrag zu halten oder auch nur zu Besuch, aber ich bin sicher, sie haben mein Zeugnis (zu Recht) irgendwo weit unter der U-Bahn-Station *116th Street and Broadway* vergraben.

In dem Jahr nach meinem Abschluss knallte ich meinen Glücksbringer dann schließlich auf den Tisch. Die meisten Leute würden diese Zeit einfach als »das Jahr, nachdem ich meinen Abschluss gemacht habe« bezeichnen, aber für mich war es das Jahr, in dem ich die Zeitgutschrift auf dem Konto in meinem Kopf endlich einlöste.

Meine besten Freundinnen vom College waren alle entweder ins Ausland gegangen, hatten Jobs irgendwo außerhalb von New York oder noch ein Studienjahr vor sich. Da ich mit keiner meiner Freundinnen eine WG gründen konnte, lebte ich in einem winzigen Zimmer in einem Apartment mit Blick auf einen Luftschacht. Irgendwie bekam ich trotz meiner ziemlich begrenzten, eintönigen Gar-

derobe einen Job in einem Klamottenladen, wo ich tagsüber arbeitete. Nachts jobbte ich als Kellnerin in einer Cocktailbar. Mein Tag fing meistens noch vor acht an, und ich kam nicht vor zwei Uhr nachts nach Hause, total k. o., nur um am nächsten Tag wieder genauso lange zu schuften. Und trotzdem hatte ich kaum noch genug Geld zum Leben, wenn die Miete bezahlt war.

Außerdem wurde mir klar, dass ich, obwohl ich während meiner gesamten College-Zeit und in den Semesterferien immer irgendwie meiner Leidenschaft für Darstellende Kunst nachgegangen war, jetzt ohne all das auskommen musste. Früher hatte ich immer, selbst wenn ich völlig pleite war, bei einer Million Aufführungen mitgespielt oder -gesungen, und ich fand auch immer eine Möglichkeit, mir Theaterstücke und Musicals anzusehen: zum Beispiel indem ich ehrenamtlich als Platzanweiser arbeitete oder mir die Tickets günstiger im Studi-Shop holte. Jetzt allerdings hatte ich weder die Zeit noch das Geld, mir irgendetwas anzusehen, geschweige denn bei irgendetwas mitzumachen. Um nicht völlig einzurosten, musste ich mich um drei Uhr morgens in mein Wohn-Ess-Schlafzimmer mit Blick auf den Luftschacht stellen und Tonleitern üben.

(...)